

ENCYCLOPAEDIA CINEMATOGRAPHICA

Editor: G. WOLF

E 128/1957

Waika — Südamerika (Venezuela) Feuerbohren

Mit 2 Abbildungen

GÖTTINGEN 1962

INSTITUT FÜR DEN WISSENSCHAFTLICHEN FILM

Der Film ist ein Forschungsdokument und wurde zur Auswertung in Forschung und Hochschulunterricht veröffentlicht
Länge der Kopie (16-mm-Stummfilm, schwarz-weiß): 29 m
Vorfuhrdauer: 3 Min. — Vorfuhrgeschwindigkeit: 24 B/s

Die Herstellung des Films erfolgte mit Unterstützung der Deutschen Forschungsgemeinschaft im Jahre 1954 während der Frobenius-Expedition Venezuela 1954/55 (Leiter: Dr. O. ZERRIES) durch Dr. M. SCHUSTER, Frankfurt a. M.

Bearbeitet und veröffentlicht durch
das Institut für den Wissenschaftlichen Film, Göttingen
(Direktor: Dr.-Ing. G. WOLF)

Sachbearbeitung: Prof. Dr. G. SPANNAUS

Waika — Südamerika (Venezuela)

Feuerbohren

Filmbeschreibung von Dr. M. SCHUSTER, Frankfurt a.M.

Der Film zeigt den Vorgang des Feuerbohrens mit Hilfe eines stehenden und eines liegenden Teiles aus dem Holz des Kakaobaumes.

I. Allgemeine Vorbemerkungen

Zur Gesamtkultur der Waika

Im Süden von Venezuela wohnt am Oberlauf des Orinoko das Volk der Waika (Abb. 1). Sie gehören zu einer größeren Familie sprachlich und kulturell eng verwandter Indianergruppen, die man unter der in der Literatur geläufigeren Fremdbezeichnung „Guaharíbo“ oder, grundsätzlich richtiger, unter ihrem eigenen Volksbegriff „Yanoáma“ zusammenfassen kann. Weitere Glieder dieser Völkerfamilie sind im venezolanischen Raum z. B. die Shidishána (Schirianá) und die Shamataíri, die direkten nördlichen bzw. südlichen Nachbarn der Waika; doch auch östlich und südlich der Sierra Parima, also auf brasilianischem Boden, wurden durch Th. KOCH-GRÜNBERG (1911—1913) und verschiedene jüngere Reisende, u. a. H. BECHER (1955—1956), einige Indianergruppen besser bekannt, die nach Ausweis von Physis, Kultur, Sprache und bisweilen auch ihrer eigenen Stammesnamen dieser Familie zugehören.

Nach diesen Zeugnissen und den eigenen Aussagen der Eingeborenen dürfen wir darüber hinaus den Schluß wagen, daß sich auch im unerforschten Inneren dieses von der Sierra Parima wie von einem Rückgrat durchzogenen Gebietes kulturell wesentlich verschiedene Völker kaum gehalten haben dürften; der ganze Lebensraum der Yanoáma-Guaharíbo, der immerhin etwa der halben Größe Westdeutschlands entspricht und vielleicht 50000 Menschen beherbergen mag, erscheint als kulturell einheitlicher Block, den die ihn umgebenden menschenleeren Pufferzonen von äußeren Einflüssen isoliert und in großer Altertümlichkeit

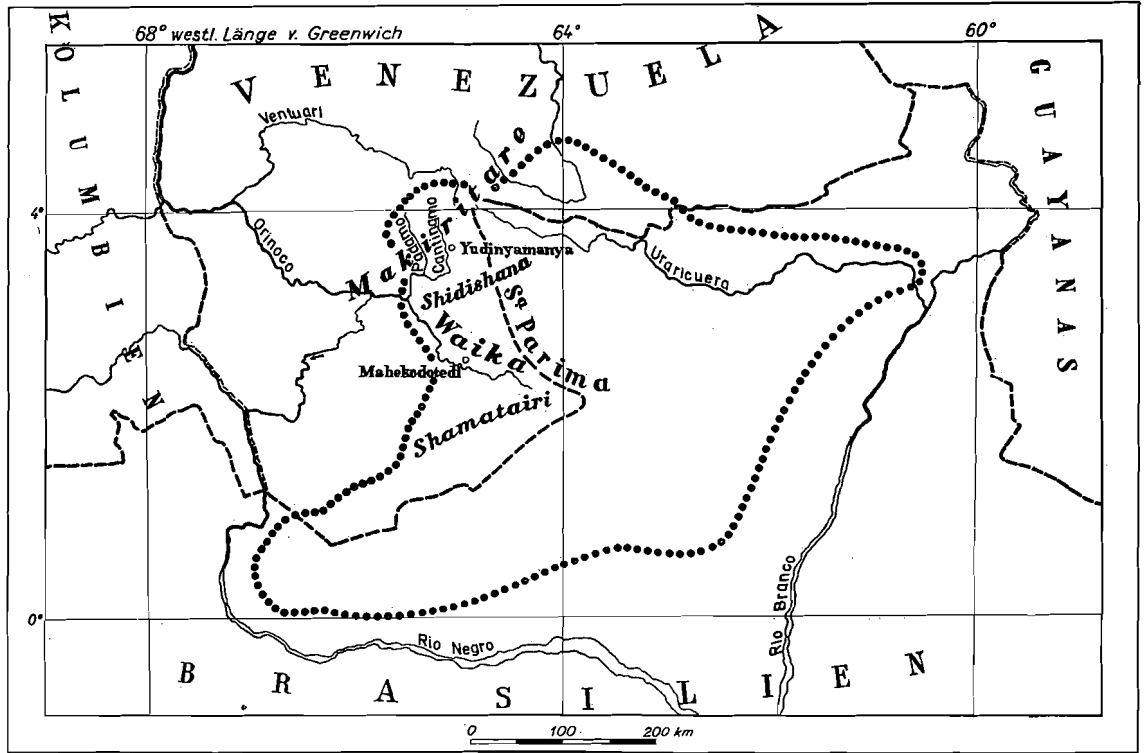


Abb. 1. Wohngebiet der Waika

bewahrt haben. Diese Abgeschlossenheit ist vor allem auf das kriegerische Naturell dieses temperamentvollen, leicht erregbaren, eigenwilligen Volkes zurückzuführen, das sich bei auffallend heller Haut und geringer Körpergröße — der männliche Durchschnitt liegt nur wenig über 150 cm — durch hervorragende Gesundheit und physische Leistungsfähigkeit auszeichnet. Da zudem die sehr hohe Geburtenrate durch die geringe Kindersterblichkeit kaum gedämpft wird, nimmt es nicht wunder, daß sich die Bevölkerungszahl von Generation zu Generation, an Personen im Heiratsalter gemessen, ungefähr vervierfacht. In späteren Mannesjahren treten dann durch den ununterbrochenen Kriegszustand, in dem jedes Dorf mit mindestens einem anderen lebt, fühlbare Verluste ein — so daß im Endergebnis die Bevölkerung im ganzen außerordentlich jung wirkt und die Alterspyramide einen biologisch sehr günstigen Aufbau zeigt.

Zu diesem erfreulichen Bild trägt neben dem bisherigen Fehlen der schädlichen Zivilisationseinflüsse natürlich auch die gesicherte Ernährungsbasis das Ihre bei. In notdürftig brandgerodeten Pflanzungen bauen die Waika verschiedene Arten der Mehlbanane (*Musa paradisiaca normalis*) an, die das ganze Jahr über reiche Ernten liefern. Gesammelte Früchte, Wurzeln und Kleintiere des Urwalds sowie die Jagdbeute des Mannes treten ergänzend hinzu. Der pflanzliche Teil dieses Wildbeuterhorizontes wird vor allem durch verschiedene Palmfrüchte vertreten, unter denen die Pijiguo-Palme (*Guilielma gasipaes*) die wichtigste Rolle spielt. Zu ihrer Erntezeit im Februar findet das mit dem Totenritual verknüpfte Hauptfest des Jahres statt. Die Diskrepanz zwischen dem wirtschaftlichen Kultursektor — auf dem die Banane alle anderen Nahrungsmittel weit überragt — und dem kultischen, auf dem sie zugunsten einer Wildfrucht bedeutungslos bleibt, legt die Vermutung nahe, daß die Waika den Bananananbau erst in jüngerer Zeit übernommen haben; auch der große emotionale Wert, den man der wirtschaftlich gleichfalls unerheblichen Jagd beimißt, bezeugt die Nähe der Wildbeuterzeit.

Noch weitere Kulturzüge deuten in diese Richtung. Heute leben die Waika normalerweise in Dorfsiedlungen — freigeschlagenen Urwaldlichtungen von einigen zehn Metern Durchmesser — in der Nähe ihrer Pflanzungen. Alle drei bis vier Wochen verlassen sie jedoch mit Sack und Pack ihr Dorf und wandern rund einen halben Tag weit zu einer versteckten Stelle im Wald, wo Früchte und gutes Wasser vorhanden sind und auch die Jagd wegen der Ferne menschlicher Dauersiedlungen einigen Erfolg verspricht. In diesen wildbeuterisch akzentuierten Waldlagern, aus denen man gleichwohl zur Ergänzung der Nahrung Gruppen von Männern in die nun recht weit entfernten Pflanzungen schickt,

wohnt man in kleinen dreieckigen Hütchen, Pultdächern auf drei Pfosten, die jeweils genau eine Hängemattenlänge voneinander entfernt sind. Es läßt sich zeigen, daß die größeren Dorfhäuser, die den Dorfplatz im Kreis umgeben und zugleich vom Walde abgrenzen, aus einer Reihung mehrerer Waldhütten entstanden sind: ein Prozeß, der wohl mit der Anlage von Pflanzungen und der dadurch ermöglichten dauerhafteren Siedlung parallel lief, zugleich also den Übergang von der rein wildbeuterischen zur vorwiegend pflanzerischen Wirtschaftsform markiert. Doch eine Dauerseßhaftigkeit wurde auch damit nicht erreicht: Alle fünf bis acht Jahre wird die Pflanzung wegen der Erschöpfung des Bodens verlegt, meistens mehrere Wegstunden weit, und damit auch die bisherige Dorfsiedlung aufgegeben. Der in den Waldlagern sich widerspiegelnde wildbeuterische Nomadismus wird also von einem langsamer pulsierenden pflanzerischen Nomadismus überlagert.

Die Mobilität dieses Urwaldlebens zeigt sich auch im Alltag, der durch die überaus häufigen Besuchs- und Handelsreisen und die etwas seltenere Jagd- und Kriegszüge farbigen Glanz erhält. An solchen Unternehmungen sind vorwiegend junge Männer beteiligt, die die Gelegenheit zum Kontakt mit anderen Dörfern gern zur Brautschau nutzen — macht doch die strenge Vorschrift, die einen Eheschluß verbietet, wenn man sich noch an einen gemeinsamen Vorfahren beider Partner erinnert, eine Heirat in den wenigen Familiengruppen des eigenen Dorfes fast unmöglich. Diese als utrolokal und utrolateral zu klassifizierenden Verbände sind zwar ihrer Natur nach mannigfach zusammengesetzt, treten jedoch nichtsdestoweniger innerhalb des Dorfes als Einheiten hervor: so z. B. bei der Verteilung der Jagdbeute, bei der die anderen Angehörigen der eigenen Familiengruppe unberücksichtigt bleiben.

Der zentrale soziologische Begriff ist jedoch der des Dorfes, das im Mittel etwa hundert Menschen umfaßt und sich — entlang den Grenzen der Familiengruppen — spaltet, wenn diese Zahl überschritten wird. Das mag vor allem darin seinen Grund haben, daß es keine institutionelle Häuptlingswürde gibt, sondern nur dem fähigsten und vor allem im Kriege tüchtigsten Mann eine gewisse Befehlsgewalt eingeräumt wird; mit diesem persönlichkeitsgebundenen System ist aber — zumal angesichts des ungebärdigen Charakters der Waika — nur eine begrenzte Menschenzahl zu lenken. Entsprechend kennt man auch keine Art eines überdörflichen Zusammenschlusses. Die Dörfer sind in politischer und wirtschaftlicher Hinsicht selbständig und haben soviel inneres Gewicht, daß ein Waika auf die Frage, wer er sei, stets mit dem Namen des Dorfes antwortet: er denkt im Dorf.

Auch in dieser Tendenz zur Isolierung in kleinen Einheiten wird man wildbeuterisches Erbe erkennen dürfen, ebenso in der Bescheidenheit der

materiellen Kulturgüter; die über zwei Meter langen Bogen und Pfeile des jagenden Mannes und der Tragkorb der sammelnden Frau sind die charakteristischen Geräte. Wildbeuterisch ist auch die reiche Vorstellungswelt der Waika und die spirituelle Potenz, mit der sie geschaut und erlebt wird. In jeder Familie ist mindestens ein erwachsener Mann zum Umgang mit einer Anzahl von Geistern befähigt; sie wurden ihm in seiner Jugend von einem älteren Zauberarzt übereignet und bleiben ihm als seine persönlichen Hilfsgeister ein Leben lang verbunden. Berausches Schnupfpulver aus mehreren pflanzlichen Komponenten, in Südamerika als „yópo“ bekannt, wird dem Zauberarzt mit Hilfe eines 50 bis 60 cm langen Rohres in die Nase geblasen und versetzt ihn in die Lage, seine Hilfsgeister singend herbeizurufen und mit ihrer Unterstützung die bösen Geister zu vertreiben. Solche Beschwörungen finden jeden Nachmittag statt und enden bisweilen in der Ekstase. Die meist tiergestaltigen Hilfsgeister, die vor allem zu Krankenheilungen bemüht werden, sind in der Mehrzahl zugleich die Herrengeister einzelner Tier- und Pflanzenarten, die sie in der Urzeit geschaffen haben. Das geschah auf dem Weg über die Bildseelen dieser Arten; weitere Begriffe wie die der Totenseele, der Schattenseele oder — in diesem Falle — des alter ego und des Zeichens ergänzen das vielschichtige Gebäude der spirituellen Existenz eines belebten Wesens.

Wie ist nun die um den Bananananbau bereicherte Wildbeuterkultur der Waika dem ethnologischen Gesamtbild Südamerikas einzuordnen? Die Auffassung STEWARDS (1948), der die Guaharíbo-Völker der marginalen — d.h. zugleich altertümlichsten — Schicht des Urwaldgebietes zuweist, ist im großen und ganzen zu bestätigen. Vor diesem allgemeinen Hintergrund bestehen auffallend starke kulturelle Übereinstimmungen mit Stämmen des westlichen Amazonasgebietes und einige als relativ jung zu klassifizierende Parallelen zu den meist karibischen Nachbarn in Guayana.

Zur Bedeutung des Feuers

Zu den grundlegenden Bedürfnissen des Urwaldlebens der Waika gehört trotz des tropischen Klimas ihrer Wohnsitze die Nutzung des Feuers. Schon im Hinblick auf ihre ausgeprägte Vorliebe für warmes Essen spielt es eine zentrale Rolle: neben solchen Speisen, die in rohem Zustand kaum genießbar sind — also dem größten Teil der Sammelnahrung, vor allem den wichtigen Palmfrüchten, und, abgesehen von der Insektenkost, dem tierischen Fleisch —, wird z. B. auch die Mehlbanane in warmem Zustand bevorzugt. Meist wird sie grün geerntet und dann ohne Schale im Feuer geröstet oder im Topf gedünstet. Nur die sehr viel

selteneren eigentlichen Eßbananen (*Musa paradisiaca sapientium*) werden, voll ausgereift häufiger, auch roh gegessen. Das ändert jedoch nichts an der allgemeinen Regel, daß sich der Rohverzehr im wesentlichen auf periphere Genußmittel beschränkt.

Der zweite Grund für die Bedeutsamkeit des Feuers hart unter dem Äquator liegt gerade in seiner Funktion als — vor allem nächtlicher — Wärmespender. Der Temperaturunterschied zwischen Tag und Nacht beträgt im Mittel rund zehn Grad; nicht selten aber sinkt die Temperatur von den üblichen 30° C am Tage auf 18° C oder noch weniger herab. Da die Waika aber der Tageswärme so angepaßt sind, daß sie auch bei schnellem Lauf nicht ins Schwitzen geraten, müssen sie bei so starkem Temperaturabfall, noch dazu ruhig in ihren Hängematten liegend, notwendig frieren — um so mehr, als ihnen aus Unkenntnis der Weberei keine tuchartige Bedeckung zur Verfügung steht und sie auch Tierfelle für diesen Zweck nicht verwenden. So binden sie nachts ihre Hängematten möglichst dicht ans Feuer, ja oftmals direkt darüber, so daß die warme Luft an ihren nackten Körpern entlangstreicht und nur der Kopf im rauchfreien Raum liegt. Es ist nach unserer Erfahrung ganz undenkbar, daß ein Waika eine Nacht ohne Feuer verbringt. Die einleitend erwähnten dreieckigen Hütten, die man auch auf mehrtägigen Besuchsreisen, Jagd- und Kriegszügen unterwegs als nächtliche Behausung errichtet, sind mindestens ebensowohl zum Schutze des Feuers wie zu dem der Menschen gegen den Regen gedacht. Das Feuer ist der Mittelpunkt der Hütte, ist der Inbegriff des Zu-Hause-Seins; in seiner Nähe werden die Menschen friedlich und freundlich gestimmt — jedoch nicht nur in ihren eigenen Häusern, sondern auch in auffallender Weise an unserem nüchtern und vorübergehend auf einem freien Platz hergerichteten Kochfeuer.

Drittens war und ist das Feuer ein wichtiges Werkzeug. Bei der Brandrodung der für eine Pflanzung vorgesehenen Waldstücke dient es zum Verbrennen von Gebüsch und Geäst, während man die größeren Bäume mit den jüngst importierten Macheten, den großen südamerikanischen Haumessern, oder deren neugeschäfteten und an der Schmalseite frisch angeschärften Bruchstücken fällt. Vor dem gelegentlichen Erwerb einzelner europäischer Eisengeräte aber war man zur Beseitigung der dem Buschbrand widerstehenden Bäume — sofern man sie nicht stehen ließ — auf das Steinbeil oder eine spezielle Feuertechnik angewiesen: Man errichtete etwa in einem Meter Höhe rings um den Baum herum eine Bühne und brannte den Stamm in mühevoller Arbeit quer durch oder so tief an, daß er den Halt verlor und brach.

Schließlich sei noch auf die Notwendigkeit des Feuers zur Verhinderung des Schimmels hingewiesen. Der an der Innenseite des Hausdachs

entlangstreichende Rauch konserviert die meist ins Dachgerüst gesteckten oder darangehängten Gegenstände des täglichen Bedarfs. Pfeil und Bogen, die im allgemeinen am Haus lehnen, werden gleichfalls von der trockenen Wärme des Feuers hinreichend erfaßt. In welcher unvorstellbar kurzer Zeit alles unbenutzte und nicht im Rauch hängende Gerät einschließlich von Körben, Pfeilen, Baumwollsachen usw. mit einer dichten weißgrünen Schimmelschicht überzogen wird und damit zu verrotten droht, konnten wir an unseren Sammlungen täglich feststellen.

Aufnahmedaten: Die Aufnahmen zu diesem Film entstanden während der Frobenius-Expedition Venezuela 1954/55 am 21.11.1954 in der Missionssiedlung El Platanal am oberen Orinoko nahe dem Ort Mahekodotedi. Gefilmt wurde mit einer Agfa-Movex auf Gevapan 33 Negativfilm mit einer Frequenz von 24 B/s.

II. Filminhalt

Die vielfältige Verwendung des Feuers, wie sie oben beschrieben wurde, setzt ein einfaches und schnelles Verfahren zu seiner Erzeugung, ein sinnvolles und zuverlässiges Feuerzeug voraus. Die Feuerhölzer der Waika, „bóhola kéhi“ = „Kakaobaum-Hölzer“ genannt, bestehen aus zwei Teilen, einem liegenden und einem stehenden, beide aus dem Holz des wilden Kakaobaumes (*Theobroma cacao*) gefertigt. Die Länge des liegenden Holzes schwankt zwischen 15 und 25 cm, das stehende ist rund 60 cm lang (Abb. 2). Gewöhnlich wird ein liegendes Holz mit mehreren stehenden zu einem Bündel zusammengefaßt, dessen eines Ende tüllenartig mit Blättern umwickelt und mit gespaltenen Lianen umschnürt wird; diese stabilen Päckchen werden zu Hause im Dach aufbewahrt und auf Märschen von den Männern an ihre Köcher gebunden. So führt man das neben den Waffen notwendigste Gerät stets bei sich.

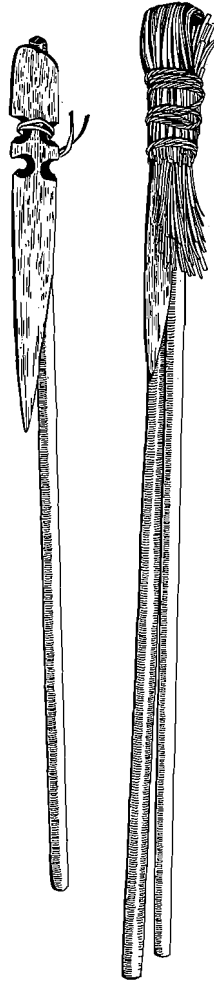


Abb. 2. Geräte zum Feuerbohren

Das liegende Holz ist lanzettförmig geschnitzt, jedoch in der Regel an einem Ende mehr oder weniger stumpf; seine beiden leicht gewölbten Oberflächen tragen in der Nähe der Seitenkanten, oft unmittelbar am Rande, konische Löcher, die man mit Hilfe des Zahnmesserchens — eines an einem rund 10 cm langen Holz- oder Knochengriff geschäfteten Aguti-Vorderzahns — in unregelmäßiger, bisweilen gegenständiger Anordnung und manchmal sehr nahe beieinander bohrt.

Mit diesem Vorgang setzt der Film ein. Ein Mann — das Feueranmachen ist im Gegensatz zu Brennholzbeschaffung und Feuerunterhaltung Männerarbeit — bohrt ein solches kleines konisches Loch und legt dann das liegende Holz mit seinem diesem Loch nahen Ende auf eine Unterlage auf den Boden, so daß es unter sich einen kleinen Hohlraum freiläßt. Dort werden die herausgeschnitzten Kakaoholzspäne, Bambussplitter und anderes trockenes Holz aufgehäuft. Dann setzt man das stehende Holz — einen einfachen Stab — mit seiner konisch zulaufenden Spitze in das genannte Loch des liegenden Feuerzeugteils, den man an beiden Enden mit den Zehen festhält, und quirlt mit beiden Händen. Diese Bewegung rollt, damit an der Reibungsstelle der notwendige Druck vorhanden sei, deutlich von oben nach unten ab. Unser Mann hier, der selbst für Waika-Verhältnisse nicht eben groß ist, kann dabei auch stehen, meistens jedoch setzt man sich zum Feueranmachen in die typische Waika-Hockstellung, in der die beiden Schenkel fest aufeinanderliegen, das Gesäß fast den Boden berührt und der Körper sozusagen an den Knien hängt. Die im Drehloch erzeugte Reibungswärme läßt schließlich Rauch aufsteigen, und der immer heißer werdende Abrieb fällt heraus auf das trockene Holz; man legt ein trockenes Blatt darüber und bläst dann so lange, bis dieses als erstes Feuer fängt und so die offene Flamme entfacht ist. Der ganze Vorgang dauert kaum länger, als der Film abläuft, und selbst wenn das Feuerzeug äußerlich naß geworden ist, funktioniert es zuverlässig, wird doch in jedem Fall durch die von der Drehbewegung erzeugte Reibungswärme die Wandung des konischen Loches schnell ausgetrocknet, allmählich erhitzt und damit durch ihre eigene Temperatur und ihren heißen Abrieb für trockenes Holz zündfähig. Trockenes Holz aber wird man auch an Regentagen im Inneren umgestürzter Urwaldriesen immer in hinreichender Menge finden.

Literatur

- [1] BARKER, J. P., Memoria sobre la cultura de los Guaika. Boletín Indigenista Venezolano 1 (1953), No. 3—4, S. 433—489.
- [2] BECHER, H., Bericht über eine Forschungsreise nach Nordbrasilien in das Gebiet der Flüsse Demini und Aracá. Z. Ethnol. 82 (1957), H. 1, S. 112—120.

- [3] BECHER, H., Die Yanonámi. Ein Beitrag zur Frage der Völkergruppierung zwischen Rio Branco, Uraricuera, Sierra Parima und Rio Negro. Wiener Völkerkundl. Mitt. 5 (1957), Nr. 1, S. 13—20.
- [4] KOCH-GRÜNBERG, Th., Vom Roroima zum Orinoco, Ergebnisse einer Reise in Nordbrasilien und Venezuela in den Jahren 1911—13. Vor allem: Bd. 3 (Ethnographie), Stuttgart 1923.
- [5] METRAUX, A., The hunting and gathering tribes of the Rio Negro Basin. In: Handbook of South American Indians 3, S. 861—867. Smithsonian Institution, Bureau of American Ethnology, Bulletin 143. Washington 1948.
- [6] SCHUSTER, M., Die Soziologie der Waika. Proc. of the 32nd Intern. Congr. of Amer., Copenhagen 1956, S. 114—122. Copenhagen 1958.
- [7] STEWARD, J. H., Culture Areas of the Tropical Forests. In: Handbook of South American Indians 3, S. 883—899. Smithsonian Institution, Bureau of American Ethnology, Bulletin 143. Washington 1948.
- [8] ZERRIES, O., Some Aspects of Waika Culture. Anales do XXXI Congr. Intern. de Amer., São Paulo 1954, Vol. I, S. 73—88. São Paulo 1955.
- [9] ZERRIES, O., Das Lashafest der Waika-Indianer. Umschau 55 (1955), H. 21, S. 662—665.
- [10] ZERRIES, O., Verlauf und vorläufige Ergebnisse der Frobenius-Expedition 1954/55 nach Süd-Venezuela. Paideuma 6 (1956), H. 3, S. 181 bis 187.
- [11] ZERRIES, O., Zur Frage der ursprünglichen Wirtschaftsform der Waika-Indianer des oberen Orinoko (Venezuela). Wiener Völkerkundl. Mitt. 4 (1956), Nr. 2, S. 148—156.
- [12] ZERRIES, O., Die Vorstellungen der Waika-Indianer des oberen Orinoko (Venezuela) über die menschliche Seele. Proc. of the 32nd Intern. Congr. of Amer., Copenhagen 1956, S. 105—113. Copenhagen 1958.
- [13] ZERRIES, O., Schöpfung und Urzeit im Denken der Waika-Indianer des oberen Orinoko (Venezuela). Proc. of the 32nd Intern. Congr. of Amer., Copenhagen 1956, S. 280—288. Copenhagen 1958.
- [14] ZERRIES, O., Beiträge zur Anthropologie der Waika- und Schiriana-Indianer im Grenzgebiet zwischen Venezuela und Brasilien. Z. Morph. Anthropol. 50/1 (1959), S. 31—41.
- [15] ZERRIES, O., Medizinmannwesen und Geisterglaube der Waika-Indianer des oberen Orinoko. Ethnologica, N.F. 2 (1960), S. 485—506.
- [16] ZERRIES, O., Die kulturgeschichtliche Stellung der Waika-Indianer des oberen Orinoko im Rahmen der Ethnologie Südamerikas (noch ungedruckte Habilitationsschrift).
- [17] ZERRIES, O. und M. SCHUSTER, Monographie über die Waika in der Reihe der Expeditionsveröffentlichungen des Frobenius-Instituts (noch nicht erschienen).